

Der Kirchenbau in Deutschland im 20. und 21. Jahrhundert – Auf der Suche nach einem Haus Gottes und einem Haus der Menschen

Walter Zahner, Regensburg

0. Einführung

Es ist eine Art Phänomen; in Deutschland werden zwar - das gilt wohl auch für ganz Mittel- und größere Teile von Südeuropa - seit ca. 25 Jahren zunehmend weniger Kirchen gebaut, gleichwohl ist die Diskussion um den Kirchenbau nicht abgebrochen, sie hat sich sogar eher verstärkt. Dies hat sicherlich mehrere Hintergründe.

Ich möchte nur ein Beispiel geben: Vor wenigen Wochen ist auf dem deutschen Buchmarkt der Nachdruck eines 47 Jahre zuvor erstmals publizierten Buches erschienen: „Kirchenbau. Welt vor der Schwelle“¹. Der Verlag wirbt mit dem Hinweis, dass ein vielzitiertes Standardwerk des Baumeisters Rudolf Schwarz nun wieder greifbar sei.

Rudolf Schwarz (1897-1961)² kann man getrost, als einen der wichtigsten deutschen Kirchenbaumeister des vergangenen Jahrhunderts bezeichnen. Er hat nicht nur nahezu 40 Kirchen gebaut, sondern im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen auch eine ganze Reihe von Schriften verfasst. Die wichtigsten davon sind inzwischen alle neu aufgelegt worden. Allein der Band „Vom Bau der Kirche“, nach 1938 und 1947 liegt er inzwischen in dritter Auflage von 1998³ vor, ist schon längst wieder vergriffen. Er wurde sogar vor wenigen Jahren erstmals ins Italienische übersetzt. Das verwundert insofern, als gerade dieser Band doch eher schwere Kost darstellt. Schon Romano Guardini („dieses Buch bedarf einer Hinführung. Es kommt aus einem neuen Ausgangspunkt und hat eine ungewohnte Art zu sehen.“⁴) oder auch Ludwig Mies van der Rohe („Sein Buch ist nicht leicht zu lesen, trotz seiner Klarheit ...“⁵) haben in ihren jeweiligen Vorworten ausdrücklich darauf verwiesen.

Das Buch „Kirchenbau. Welt vor der Schwelle“ soll und kann noch heute – so die Witwe des Verstorbenen im Vorwort - „den Anspruch einer in Räume gefassten Geistigkeit, die eine Gegenwelt bildet zur konsumorientierten Wegwerfgesellschaft der Nachmoderne“⁶, vermitteln. Etwas weniger prosaisch, aber ähnlich in der Aussagetendenz hält der Bonner Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards zu Schwarz fest: „Der geistige Anspruch seiner Bauten stellt eine bleibende Anfrage an Theorie und Praxis des Gottesdienstes sowie an das jeweilige Gemeindeverständnis dar. ... Er wird in mancherlei Hinsicht zum Leitbild für neue Kirchenbauprojekte erklärt.“⁷

¹ Rudolf Schwarz, Kirchenbau. Welt vor der Schwelle. Nachdruck der 1. Auflage 1960. Hrsg. von Maria Schwarz, Albert Gerhards und Josef Rüenauer. Regensburg 2007.

² Vgl. Walter Zahner, Rudolf Schwarz – Baumeister der Neuen Gemeinde. Altenberge 21998 sowie die Ausstellungskataloge Rudolf Schwarz (1897-1961). Werk, Theorie, Rezeption. Hrsg. von Conrad Lienhardt. Regensburg 1997 (Reihe Kirchenbau, Band 1) und Wolfgang Pehnt/Hilde Strohl, Bewohnte Bilder - Rudolf Schwarz. Architekt einer anderen Moderne. Ostfildern-Ruit 1997.

³ Erschienen in Würzburg 1938, Heidelberg 1947, Salzburg 1998.

⁴ Romano Guardini, Zum Geleit, a.a.O. o.P.

⁵ Hier zitiert nach der deutschen Übersetzung des Vorworts zu „The Church Incarnate“. Chicago 1958, abgedruckt in Fritz Neumeyer, Mies van der Rohe - Das kunstlose Wort. Gedanken zur Baukunst. Berlin 1986, 394.

⁶ Maria Schwarz, Vorwort, in: a.a.O. VII.

⁷ Albert Gerhards, Bauen als „Aussage religiöser Poesie“. Ein theologischer Blick auf Rudolf Schwarz, in: a.a.O. XIII-XIX, hier XVII und XVIII.

Bevor ich nun zu einigen ausgewählten Beispielen des Kirchenbaus in Deutschland komme, will ich in der Einführung noch einige einleitende theologische Gedanken zum Kirchenbau vorwegschicken.

Was ist eine Kirche? Was macht sie aus? Was bestimmt sie? ...

Die ersten Christen benötigten keinen speziellen Ort für ihre Versammlungen. Sie trafen sich in den Synagogen oder den eigenen Häusern, später auch in den Katakomben. Die frühen Schriften schildern, dass man Tag für Tag zum Brechen des Brotes und Verteilen des Weines zusammenkam (Apg 2,42-47; vgl. auch Didache), ganz so wie Jesus es mit den Seinen, den Aposteln, beim sog. 'Letzten Abendmahl' getan hatte (Mt 26, 20-29, vgl. die Parallelen bei Mk und Lk). Das zentrale Ereignis, die Mitte des Lebens und Glaubens, war diese Zusammenkunft, weil man unter den Zeichen von Brot und Wein, die Ihn repräsentieren, eingebunden in ein bzw. bei einem anschließenden gemeinsamen Mahl im Glauben und in der Hoffnung gestärkt, im Erleben des Miteinanders gekräftigt worden war.

Damit tritt die frühe Christengemeinde in die Nachfolge dessen ein, der "das Brot des Lebens" (Joh 6,48), dessen Becher, den er reicht, der "Becher des Neuen Bundes" (1 Kor 11,25; Lk 22,20) ist. In diesem Neuen Bund sind alle Teil des einen Leibes Christi (1 Kor 10,17 u.ö.), haben nicht nur Anteil sondern sind "das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, die Gemeinde, die Gott zu eigen gehört" (1 Petr 2,9).

In den ersten beiden Jahrhunderten finden wir keine eigenen Behausungen für die christlichen Gemeinden. In der Naherwartung, in der Hoffnung auf die baldige Wiederkunft des auferstandenen Gekreuzigten benötigten die ersten Generationen keine Heimstatt. Sie fühlten sich aufgehoben in Ihm. Paulus drückt dies so aus: "Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und Gottes Geist in euch wohnt? Wer immer Gottes Tempel vernichtet, den wird Gott vernichten! Denn Gottes Tempel ist heilig - und der seid ihr." (1 Kor 3,16f.) Der Tempel, Seine Gegenwart, ist also kein Bauwerk aus einfachen, sondern eines aus lebendigen Steinen (1 Petr 2,5).

Mit Albert Gerhards, dem Bonner Ordinarius für Liturgiewissenschaft, können wir festhalten: „Da die Gegenwart Gottes sich an eine Person gebunden hat – die des fleischgewordenen Wortes – gibt es keine besonderen Orte der göttlichen Gegenwart, es sei denn die in Christi Namen versammelte Gemeinde. Daher können frühchristliche Apologeten in Absetzung von heidnischen Kultpraktiken auch sagen, dass es bei den Christen keinerlei Altar, Tempel und Opfer gebe.“⁸

Erst als den Glaubenden klar wurde, dass Er, der Herr, nicht in ihrer Zeit wiederkommen werde, und wohl auch aus der Notwendigkeit angesichts stets steigender Gemeindegliederzahlen heraus, entschloss man sich, eigene Hauskirchen einzurichten, später selbst zu bauen. Die älteste, die wir kennen, liegt in Dura Europos am Euphrat. Das Haus, im 1. Jahrhundert erbaut, wurde in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts zur domus ecclesiae mit großem Kirchenraum sowie eigenem Baptisterium umgestaltet.

Nach der offiziellen Anerkennung durch Kaiser Konstantin, 313, wurden erste größere Kirchengebäude errichtet, die sich in ihrer Bauart an den Typ der römischen Basilika anlehnten. Bald stand in jeder Stadt eine Kirche, die zugleich als Bischofssitz diente. In den folgenden Jahrhunderten wirkten zahlreiche Einflüsse - wie Baustile,

⁸ Albert GERHARDS, Vom Aufgang der Sonne Orte für den Gottesdienst – Orte im Gottesdienst, in: Gottesdienst 40 (2006) 65-67, hier 65.

die weltliche und geistliche Macht, nicht zuletzt auch theologische Ideen - auf die Kirchenbauten ein und veränderten deren architektonische Gestalt. Romanischen Gottesburgen folgen gotische Kathedralen, die als Städte Gottes auf Erden verstanden werden. Die Kirchenbauten der Renaissance werden von barocken Thronsälen⁹ abgelöst. Im Lauf des 19. Jahrhunderts finden wir eine erneute Rückerinnerung an ältere Stile, den sog. Historismus¹⁰.

Was sind Kirchen, die wir als „steinerne Zeugnisse christlichen Glaubens“¹¹ sehen, für die Menschen heute, im 21. Jahrhundert? Sie sind

- Orte des Heiligen

Sie dienen zuallererst der Liturgie; das heißt, sie sind nach deren Bedürfnissen gestaltet. Die Kirchweihe zeichnet sie als besonderen Ort aus, „in dem sich die christliche Gemeinde versammelt, um das Wort Gottes zu hören, gemeinsam zu beten (und) die Eucharistie und die anderen Sakramente zu feiern ... (Sie ist) in besonderer Weise Zeichen der auf Erden pilgernden Kirche und zugleich bild der Kirche, die bereits im Himmel weilt“¹².

- Orte vielfältiger Gottesdienste

Neben der Hochform der christlichen Liturgie, der Eucharistiefeier, bieten sie auch und gerade Platz und Raum für eine Vielzahl weiterer Feierformen, etwa Feiern der anderen Sakramente und Sakramentalien, Feiern des Wortgottesdienstes oder Andachten, Prozessionen, etc.

- Orte für individuelle Frömmigkeit

In den meisten Kirchen gibt es Räume oder Raumteile, die für das persönliche Gebet der Einzelnen unterschiedliche Plätze anbieten. Kirchen sind Orte des Rückzugs aus der täglichen Hektik, Stätten des Gebetes, der persönlichen Andacht oder auch der Heiligenverehrung.

Kirchen sind somit Feierräume für die unterschiedlichen bzw. vielfältigen Formen des Glaubensvollzugs¹³. Sie stehen an herausragenden Orten. Das ist einerseits städtebaulich gemeint, andererseits theologisch. Kirchen markieren Orte, an denen Heilige begraben sind oder etwas besonderes bewirkt haben, auf dem Friedhof oder an Stellen wundersamer Ereignisse, die über Jahre oder Jahrhunderte durch Gottesdienste geheiligt wurden.

Darüber hinaus sind Kirchen aber auch Orte, die in die Gesellschaft hinein wirken. Sie zeigen einfach durch ihre Präsenz an, dass das Christentum eine Geschichte in den konkreten Ort, in die Entwicklung der Städte und Dörfer eingeschrieben hat.

⁹ Benennungen nach Hans Bernhard Meyer, Was Kirchenbau bedeutet. Freiburg u.a. 1984.

¹⁰ Vgl. dazu schon kurz Albert Gerhards, Die Aktualität der Avantgarde. Katholische Liturgie und Kirchenbau von 1900 bis 1950, in: Wolfgang Jean Stock (Hrsg.), Europäischer Kirchenbau 1900-1950. Aufbruch zur Moderne. München u.a. 2006 (dt.-engl.), 70-89, hier bes.73f.

¹¹ Vgl. zum folgenden: Umnutzung von Kirchen, Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen. Hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2003 (Arbeitshilfen 175), bes. Kap. 2, hier 10.

¹² Die Weihe der Kirche Nr. 1 und 2, in: Die Weihe der Kirche und des Altares. Die Weihe der Öle. Pontifikale IV, Trier 1994, 25 – hier zitiert nach Umnutzung (s. Anm. 23) 7.

¹³ Vgl. dazu Winfried Haunerland, Gottesdienst als Maß? Zum Kirchenraum als Feierraum, in: Altarraum als Gemeinderaum. Umgestaltung bestehender Kirchen. Hrsg. von Monika LEISCH-KIESL u.a. Linz o.J. (2004), 43-50.

Damit sind Kirchen Orte der Identität von Einzelnen oder Gruppen, sei es auf der persönlich-emotionalen Ebene, sei es als Refugium des Brauchtums oder auch der Volksfrömmigkeit. Kirchen bieten sich allen Menschen als Orte der Stille oder des Rückzugs an. Und schließlich vereinen Kirchen auch noch über ihre gemeindliche Nutzung hinaus das kulturelle Gedächtnis einer Region. Sie sind oftmals Stätten von hoher kunst- und bauwissenschaftlicher Qualität; das gilt im übrigen auch für Kirchen aus dem 20. Jahrhundert.

1. Kirchenbau in Deutschland am Beginn des 20. Jahrhunderts

Hier ist nicht die Zeit und die Möglichkeit, um die schillernde Lage von Gesellschaft und Kirche am Beginn des 20. Jahrhunderts darzustellen. Vielfältigen gesellschaftlichen Umbrüchen stehen Entdeckungen in den Naturwissenschaften zur Seite. Dass dies Einfluss auf die Künstlerinnen und Künstler hat, davon können wir ausgehen. Die Architekten hinken diesem Entwicklungsschub ein wenig hinterher. Wir müssen trotz allem von Jahren des Umbruchs sprechen.

Ich möchte mich im Blick auf unser Thema auf zwei kleine Momente konzentrieren:

- Zuerst sei ein kleiner Text in Erinnerung gerufen. Am 22. November 1903 veröffentlicht Papst Pius X.¹⁴ das Motu proprio „Tra le sollicitudini“, eine „Instruktion über die Kirchenmusik“¹⁵. Ausgehend von gewissen Missständen im Bereich der Kirchenmusik, (dies ist leider oftmals der Fall, dass römische Äußerungen nicht direkt positiv auf etwas einwirken wollen, sondern Schwierigkeiten zum Anlass ihrer Veröffentlichung nehmen,) formuliert Papst Pius X. einerseits zeittypisch eine starke Unterstützung für den gregorianischen Gesang (Art. 3) sowie die klassische Polyphonie eines Pierluigi da Palestrina (Art. 4); nur nebenbei bemerkt sei, dass für damals selbstverständlich Frauen von diesem Dienst des Gesangs ausgeschlossen waren und ihr Part durch Knabenstimmen eingenommen werden sollte (Art. 13). Andererseits, und dies ist zumindest erfreulich, um nicht zu sagen wegweisend, zu nennen, betont der Heilige Vater die „participatio actuosa“ der Gläubigen (Vorwort); auf dass der christliche Geist aufblühe, muss für die Heiligkeit und Würde des Gotteshauses gesorgt werden. Die Gläubigen sollen aus dieser „ersten und unentbehrlichen Quelle“¹⁶ schöpfen „aus der tätigen Teilnahme an den hochheiligen Mysterien und am öffentlichen feierlichen Gebet der Kirche“.

- Am Beginn des vergangenen Jahrhunderts steht auch noch eine andere Vorschrift, der u.a. vom Kölner Kardinal Antonius Fischer festgelegte Stil, in dem Kirchen in seiner Erzdiözese zu bauen seien: „Neue Kirchen sind in der Regel nach nur in romanischem oder gotischem bzw. sog. Übergangsstile zu bauen. Für unsere Gegenden empfiehlt sich durchgängig am meisten der gotische Stil“¹⁷; so noch 1912 per Erlass erinnert. Es wurde kurz vor dem Ersten Weltkrieg größter Wert darauf

¹⁴ Vgl. dazu auch die kurzen Hinweise bei Gerhards, Die Aktualität der Avantgarde 70.

¹⁵ Vgl. allgemein dazu Albert Gerhards, „Heiliges Spiel“ – Kirchenmusik und Liturgie als Rivalinnen oder Verbündete? In: ders. (Hrsg.), Kirchenmusik im 20. Jahrhundert. Erbe und Auftrag. Münster 2005 (Ästhetik – Theologie – Liturgik Bd. 31), 29-38, sowie Wolfgang Reiffer, Das Motu proprio Pius' X. und seine Auswirkungen bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil, in: ebenda 77-97; ein Neuabdruck des Textes findet sich ebenda 179-189.

¹⁶ Diese Begrifflichkeit der Liturgie als Quelle finden wir übrigens in der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils wieder, vgl. SC 10.

¹⁷ Zitiert nach Willy Weyres, Neue Kirchen im Erzbistum Köln, 1945-1956. Düsseldorf 1957, 27 (in Anm. 4).

gelegt, dass sich Kirchenbauten auf diese bekannten Baustile beschränken, „moderne Bauarten“ werden nicht mehr genehmigt. Die Baumeister sollen sich an den bestehenden Geist der Architektur, wie man ihn in zahlreichen Kirchenbauten des Rheinlandes vorfinde, halten.

Der Aufbruch der Moderne am Beginn des Jahrhunderts ging an der Entwicklung des Kirchenbaus des 20. Jahrhunderts in Deutschland letztlich natürlich nicht vorbei. Einen genauen Zeitpunkt zu fassen, ab dem wir davon sprechen können, fällt schwer.

Die Fragen, die die Architektur nach dem Ersten Weltkrieg im allgemeinen und den Kirchenbau im besonderen bestimmen, sind nicht neu. „In welchem Style sollen wir bauen?“ lautete ein zeitgenössischer Buchtitel, der deutlich macht, wie sehr sich die Baumeister, aber auch deren Auftraggeber, über die Gestalt, die sie ihren Bauwerken mitgeben wollten, Gedanken machten. In der Architektur taten sich neue Baumaterialien wie Beton, Eisen und deren Kombination, also Eisenbeton auf, sowie daraus resultierend, ein neuer Umgang mit Glas; die bekanntesten Beispiele der ersten Jahre – die Faguswerke von Walter Gropius gemeinsam mit A. Meyer, 1911¹⁸, oder auch das Glashaus¹⁹ von Bruno Taut auf der Kölner Werkbundsiedlung im Jahr 1914²⁰ - finden wir allerdings im Profanbau. Wichtige Kirchenbauten, die diese Materialien nutzen, sind Saint-Jean-de-Montmartre von Antoine de Baudot in Paris, 1894-1904²¹, Otto Wagners Kirche am Steinhof in Wien, 1907²², oder – aus dem gleichen Jahr - St. Nikolaus in Essen-Stoppenberg von Carl Moritz.

Nach dem Ersten Weltkrieg ordnet sich der katholische (und evangelische²³) Kirchenbau neu. Wenn man diese Entwicklung in Deutschland systematisieren will, kann man, grob aufgeteilt, von zwei Grundtendenzen sprechen, die vereinfacht mit den Namen der Kirchenbaumeister Rudolf Schwarz und Emil Steffann (1899-1968)²⁴ zu fassen sind.

Rudolf Schwarz versteht Kirchenbau als Darstellung und Umsetzung heiliger Pläne, geht also von einer theologischen oder auch baukünstlerischen Idee aus; Emil Steffann hingegen fasst den Raum von der Gemeinde und deren Feier der Liturgie her.

¹⁸ Vgl. bereits Siegfried Giedion, Walter Gropius. Mensch und Werk. Stuttgart 1954, insb. 26, sowie Winfried Nerdinger, Walter Gropius. Berlin 1985, insb. 9-11, und Reginald R. Isaacs, Walter Gropius. Der Mensch und sein Werk. Frankfurt/M u.a. 1985, Bd. 1, 105-109.

¹⁹ Vgl. dazu Angelika Thiekötter u.a., Kristallisationen, Splitterungen. Bruno Tauts Glashaus. Basel u.a. 1993.

²⁰ Vgl. dazu jüngst Wolfram Hagspiel, ‚Deutsche Werkbund-Ausstellung Cöln 1914‘, in: Winfried Nerdinger (Hrsg.), 100 Jahre Deutscher Werkbund 1907/2007. München u.a. 2007, 65f.

²¹ Vgl. Hinweise dazu in meinem Beitrag Auf der Suche nach einem zeitgemäßen Ort der Liturgie – Der Kirchenbau in Frankreich im 20. Jahrhundert (in Druck), der Anfang 2008 in einem Sammelband erscheint.

²² Vgl. Stock, Europäischer Kirchenbau 1900-1950 32-39 (zur Kirche am Steinhof von Otto Wagner) und 74f (zu St. Nikolaus in Essen von Carl Moritz).

²³ Dieser ist hier nicht weiter zu behandeln. Es sei deshalb an dieser Stelle auf einschlägige Literatur verwiesen: Otto Bartning, Vom Raum der Kirche. Bramsche 1958 (mit Texten aus der Zeit ab 1909), Gerhard Langmaack, Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichte – Dokumentation – Synopse. Kassel 1971 sowie die beiden Bände von Stock, Europäischer Kirchenbau 1900-1950 und ders. (Hrsg.), Europäischer Kirchenbau 1950-2000 (dt.-engl.). München u.a. 2004 mit ihren einschlägigen Beiträgen (u.a. von Horst Schwebel).

²⁴ Vgl. dazu Emil Steffann (1899-1968). Werk, Theorie, Wirkung. Hrsg. von Conrad Lienhardt. Regensburg 1999 (Reihe Kirchenbau, Band 2).

Beide berufen sich dabei – teils deutlich abgrenzend, teils eher vereinnahmend – auf die Geistlichen Johannes van Acken und Romano Guardini.

Van Acken, ein Gemeindepfarrer aus dem Rheinland, formuliert mit seiner Schrift „Christozentrische Kirchenkunst“ aus dem Jahr 1922 eine grundlegende Anfrage an das Verständnis des Kirchenbaus, indem er die Konzentration der Architektur und der Liturgie auf den Altar als Zentrum des Raumes anmahnt. Er schreibt: „Der Altar als der ‚mystische Christus‘ sollte Ausgangspunkt und der gestaltende Mittelpunkt des Kirchenbaus und der Kirchengestaltung sein.“ Damit weiß er sich dem Christusprogramm von Papst Pius X. eng verbunden. Und er sieht dies noch viel umfassender; er fährt nämlich fort: „Die gesamte gottesdienstliche bildende Kunst soll bei durchgeistigter Kenntnis der Überlieferung wesentlich aus dem liturgischen Zweckgedanken heraus wahre und edelste Gegenwartsformen schaffen, dabei im Hauptraum ein einheitliches Gesamtkunstwerk erreichen, völlig beherrscht vom göttlichen Magister artium.“²⁵

Auf diese Schrift finden wir zahlreiche Reaktionen: Von theologischer Seite her wird angemahnt, dass die eigentliche Theozentrik, der Bezug auf Gott, durch eine zu starke und einseitige Hervorhebung Christi nicht verloren gehen dürfe. Aber auch unter Architekten gibt es konkrete Bezugnahmen; etwa von Dominikus Böhm, der zu dieser Zeit mit Martin Weber im Atelier für Kirchenbaukunst, in einer Art Architektengemeinschaft, zusammenarbeitet²⁶. Direkt und unmissverständlich machen sie klar, dass die angebotenen Kirchenbaubeispiele wenig hilfreich seien. Böhm und Weber übersenden dem Autor deshalb eigene Entwürfe, die unter dem Namen ‚Circumstantes‘ bekannt wurden und in die 2. Auflage der Schrift von van Acken, sie erscheint bereits 1923, Eingang gefunden haben.

Dies möchte ich die eine theologisch-liturgische Spur nennen, die zu einem Entwicklungssprung im Kirchenbau der 20er Jahre führt.

Aber es gibt noch eine zweite:

Das 20. Jahrhundert beginnt mit einem Phänomen, das wir Liturgische Bewegung oder Erneuerung nennen. Mönche aus Solemnes und Maria Laach, benediktinische Klöster in Belgien und Deutschland, sowie zahlreiche Mitglieder der katholischen Jugendbewegung suchen nach dem Ursprung, den eigentlichen Quellen der Liturgie. Begleitet von der Bibelbewegung erkennen sie die Wurzeln allen Glaubens und Lebens in der Gestalt des Mahles, in der Versammlung der Gemeinschaft um den einen Tisch des Herrn. Einer, der es fast selbst noch erlebt hat, der Geistliche Aloys Goergen aus München fasst es in die folgenden Worte: "An der Schwelle des Jahrhunderts, aus der erfahrenen Mächtigkeit gemeinsam gelebten Lebens ereignete sich der Überschritt vom autonomen Ich zur Entdeckung des Du, des Wir, der Gemeinschaft, der Kirche. Da war weder Revolte noch Rebellion, noch Ungehorsam am Werk."²⁷

Ein Ort, an dem sich diese Veränderungen festmachen lassen, ist Burg Rothenfels am Main, in der Nähe von Würzburg gelegen. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg vom katholischen Jugendbund Quickborn gekauft, wird die insgesamt ziemlich

²⁵ Johannes VAN ACKEN. Christozentrische Kirchenkunst. Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk. Gladbeck 1922, II.

²⁶ Vgl. dazu Johannes HEIMBACH, „Quellen menschlichen Seins und Bauens offen halten“. Der Kirchenbaumeister Emil Steffann (1899-1968). Altenberge 1995 (MThA 36), bes. 26-40.

²⁷ Aloys Goergen, Rothenfels und die Folgen, in: Kirche heute. Architektur und Gerät - Süddeutscher Raum. Hgg. von Hans Wichmann. München 1984, 12-18, hier 12.

heruntergekommene Anlage ab 1924 vom Burgarchitekten Rudolf Schwarz unter aktiver Beteiligung des späteren Burgkaplans Romano Guardini umgestaltet. Was dort im Rahmen zahlreicher Fest- und Werkwochen, durch die konkrete Anschaulichkeit der veränderten Räume, die gemeinsame Einübung von Wort, Gestik und Gesang grundgelegt wird²⁸, kann für den deutschen Katholizismus im allgemeinen, den Kirchenbau im besonderen und auch im Blick auf die Veränderungen in der katholischen Kirche bis hin zum Zweiten Vatikanischen Konzil nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Romano Guardini, der gegenüber van Acken grundsätzlicher beim Wesen der Liturgie ansetzt²⁹, stellt daneben die Objektivität der liturgischen Feier und deren Auswirkungen auf die Gestaltung.

Es gibt eine Koinzidenz, die bisher meines Wissens nur einmal kurz Erwähnung in der deutschsprachigen Literatur gefunden hat³⁰, die vielleicht – und dies sei hier an diesem Ort erlaubt einzufügen – mehr Hintergründe oder gar Verbindungen zwischen Spanien und Deutschland bzw. dem Verständnis der Liturgie bis hin zum Kirchenbau aufzeigen lässt, als mir bisher bekannt sind. Romano Guardini veröffentlicht im Jahr 1918 ein kleines Bändchen mit dem Titel "Vom Geist der Liturgie"³¹. Welch enormen Einfluss dies auf den Kirchenbau in Deutschland hatte, werde ich sogleich näher erläutern. Im selben Jahr erscheint in Barcelona das Buch ‚El valor educativo de la liturgia catolica‘ von I. Goma y Tomas, dem späteren Primas von Spanien. Über dessen spezifische Auswirkungen auf den spanischen Kirchenbau kann und will ich nicht spekulieren. Gegebenenfalls lohnen sich hier intensivere Nachforschungen.

Zurück zu Romano Guardini: Er wird auch bezeichnet als Anreger und Gestalter der Liturgischen Bewegung (Hans Maier). Er eröffnet mit seinen kleinen Bändchen, dem eben erwähnten „Vom Geist der Liturgie“, aber auch mit "Liturgische Bildung"³² und "Von heiligen Zeichen"³³ eine neue Sichtweise. Er sucht in aller Lauterkeit Antworten auf die anstehenden Fragen - beileibe nicht nur seiner Zeit - und gibt Hinweise für konkretes Tun, weist eine Denkrichtung an. Dabei erläutert er die Verhältnismäßigkeit von Privatfrömmigkeit, Volksandachten und die Hochformen der Liturgie, stellt die Zwecklosigkeit aller Liturgie, die schließlich auf Gott ziele, klar heraus, greift die einfachen Zeichen und Handlungen auf und betont, dass ein ruhiges Betrachten, ein ernsthafter Nachvollzug, wieder zu deren ursprünglichem Wesen zurück und zu einer angemessenen Haltung führe. Seine Diagnose lautet: "Aus innerer Notwendigkeit wird unsere Zeit reif zur Liturgie. ... Wir müssen lernen, unser Inneres im Äußeren auszudrücken, und aus dem Äußeren das Innere abzulesen. Wir müssen wieder symbolfähig werden."³⁴

Guardinis Überlegungen und Ideen betreffen das Grundverständnis der Liturgie und führen damit, sofern sie ernst genommen und umgesetzt werden, zu einer Veränderung des gläubigen Lebens - auch heute noch.

²⁸ Vgl. ausführlicher dazu Zahner, Rudolf Schwarz 50-187.

²⁹ Vgl. seine Schrift ‚Vom Geist der Liturgie‘, des weiteren Hanna-Barbara Gerl, Romano Guardini 1885-1968. Leben und Werk. Mainz 1985 (inzw. mehrfach aufgelegt).

³⁰ Vgl. den Hinweis bei Casiano Floristan, Die Liturgie, Ort der Erziehung zum Glauben, in: Concilium 20, 1984, 316-323 (dort Anm. 6).

³¹ Freiburg 1918, seither zahlreiche Auflagen.

³² Burg Rothenfels am Main 1923.

³³ Anfangs in zwei Heften erschienen (erstmalig Würzburg 1922), dann zusammengefasst Burg Rothenfels am Main 1923.

³⁴ Guardini, Liturgische Bildung 13 und 30.

Einen besonderen und v.a. gestalteten Ausdruck fanden diese als theoretische Schriften bzw. als Wegweisungen formulierten Arbeiten auf der Burg Rothenfels, insbesondere bei der Umgestaltung der Kapelle und des Rittersaals³⁵. Die kleine Kapelle, die seit 1910 von den Bewohnern des Dorfes Bergrothenfels als Kirche genutzt wurde, räumte Rudolf Schwarz erst einmal aus. "Wir fühlten, daß durch unser Tun hier etwas zerstört wurde, denn was wir schufen, war zuerst ein leerer Raum ... Weil wir etwa ganz Neues erproben wollten, fanden wir den Mut, das Alte zu zerstören. In Wahrheit sollte ja auch keine Leere, sondern eine andere Fülle entstehen"³⁶, eine Fülle, die von denjenigen getragen war, die sich hier zum Gebet und zur Feier der Eucharistie zusammenfanden. Wie tief diese Überlegungen reichen, zeigt auch ein eigens entwickeltes Licht-Schalt-Schema, das deutlich macht, welche Form der Beleuchtung für welche Versammlungsform vorgeschlagen wird. Noch klarer formuliert Schwarz die Idee des "neuen Kirchenbaus" bei der Umgestaltung des Rittersaals in einen Fest- und Feierraum. "Als einzige Ausstattung erhielt der Raum Hunderte Schemel, kleine schwarze Würfel aus Holz. Das war alles. Die Architektur war zu einem reinen, weißen Behälter verhalten. Das andere, den lebendigen Raum, mußte die Gemeinde durch ihre Versammlung erschaffen. Hier wurde damit Ernst gemacht, daß eine Gemeinde aus sich heraus Raumgestalten hervorbringen kann. ... Es ist schön, wenn der heilige Raum ganz in der Gemeinde und ihrem Tun gründet, aus der Liturgie errichtet wird und mit ihr wieder versinkt, und auf jede architektonische Veranstaltung verzichtet wird, anfangs nichts da ist als Weltraum und nachher nichts da bleibt als Weltraum: der Herr ging vorüber."³⁷

Schwarz umschreibt diese beiden Raumlösungen mit den Begriffen des "offenen" und "geschlossenen Rings". Diese Wortschöpfungen gleichen Urbildern. Sie sind Begriffe einer ersten, vor aller gebauten Architektur, entwickelt aus den Grundformen des kultischen Verhaltens³⁸. Der Baumeister Rudolf Schwarz möchte mit ihnen Wesenheiten erfassen, die Ausdruck menschlichen Denkens und Tuns sind. So stellt er sich beim "offenen Ring" einen quadratischen Raum vor, in dem sich eine Gemeinde in Hufeisenform, entsprechend drei Seiten dieses Raumes, einem Zentrum zuwendet, in welchem der durch Stufen erhöhte Altar steht. Alle Blicke richten sich auf diesen, werden gebündelt und weisen über diese Form, aus dem Raum hinaus. Beim "geschlossenen Ring" geht er hingegen von der Idealform des Kreises aus. In dessen Mitte, im Zentrum steht der Altar. Alles richtet sich auf ihn aus. "Um das heilige Mahl des Herrn zu feiern, braucht man einen nicht allzu großen Raum von gutem Ausmaß, in seiner Mitte einen Tisch und darauf eine Schüssel mit Brot und einen Kelch mit Wein. Den Tisch kann man mit Kerzen schmücken und mit Sitzen für die Gemeinde umgeben. Das ist alles, Tisch, Raum und Wände bilden eine einfachste Kirche."³⁹

Eine weitere Grundform, von der er berechtigterweise spricht, ist die des "Weges". Sie sieht er als Ausformung des "offenen Ringes", als entsprechende Versammlungsmöglichkeit für die größere Gemeinschaft. Denn in der gemeinsamen Ausrichtung der Einzelnen vollendet sich die Fokussierung auf den Altar. Man kann Ihm im gemeinsamen Zug entgegengehen, die gedachte Prozession hat somit ein Ziel.

³⁵ Vgl. dazu ausführlich Zahner, Rudolf Schwarz.

³⁶ Rudolf Schwarz, Die neue Burg, in: Burg Rothenfels 1919/1929. Hrsg. von der Burg. Burg Rothenfels o.J. (1929) 27-35, hier 28.

³⁷ Rudolf Schwarz, Kirchenbau. Welt vor der Schwelle. Heidelberg 1960, 37 und 41.

³⁸ Vgl. Herbert Muck, Liturgie und Kirchenraum, in: Bibel und Liturgie 38, 1964/65, 413-19, hier 414.

³⁹ Rudolf Schwarz, Vom Bau der Kirche. Würzburg 1938 (= Salzburg 31999), 25.

Als konkretes Beispiel hierfür sei eine der ersten mit ausgefachtem Eisenbeton erbauten Kirchen in Deutschland genannt: die St. Fronleichnamskirche in Aachen⁴⁰. Rudolf Schwarz leitet ab 1927 die Aachener Kunstgewerbeschule. Im Lauf des Jahres 1929 fertigt er mehrere (insgesamt mindestens vier) Entwürfe für diese Kirche. Auch nach dem Baubeginn an Ostern 1930 sind noch weitere kleinere Änderungen vorgenommen worden; letzte Details sind sogar erst während des Baus entschieden worden. Am 21. Dezember 1930 feiert die Gemeinde die Einweihung ihrer Kirche.

"St. Makai" ist zu einem Fanal im Kirchenbau des 20. Jahrhunderts geworden; nicht nur in Deutschland sondern auch weit über seine Grenzen hinaus. Hermann Baur, ein mit Rudolf Schwarz gut bekannter Schweizer Architekt meint, dass mit St. Fronleichnam alles, was im Kirchenbau dieser späten 20er Jahre in der Luft gelegen habe, in eine gültige Form gebracht worden sei; alles nur akzidentielle, all das dekorative Formenwesen, das sich um den Kirchenbau angesetzt hatte, ist wie ausgelöscht, ist weggefegt. In letzter Nacktheit steht hier Architektur da, Hülle eines Raumes, gefügt mit vollendetem Maß, das Urelement der Lichtführung, dem Kult und dem Sinn des Hauses Gottes dienstbar gemacht.

Die wohl aussagekräftigste Beschreibung dieses Baus stammt aus der Feder des leitenden Architekten selbst:

"Damals kam mir der Auftrag, die Fronleichnamskirche in Aachen zu bauen. Die Bezeichnung stammte vom Bauherrn, der mit der Kirche einen besonderen eucharistischen Kult verbinden wollte, uns wurde sie aber zum Namen, der Bau sollte nicht nur Herrenleib heißen, sondern auch werden.

Diese Kirche ist schnell beschrieben, denn sie hat nur wenige Bestandteile, eigentlich ihrer nur zwei, den ungewöhnlich hohen Gemeinderaum und ein ganz niedriges Nebenschiff. Beide zusammen bilden im Grundriss ein genaues Rechteck. Bis zur Höhe des Nebenschiffs ist der Bau rundum geschlossen, er hat dort keine Fenster und die Türen sind glatte Stahltafeln, die mit Kupfer bezogen sind. Hinter den geschlossenen Mauern ist reiner Innenraum. Man betritt in der hintersten Ecke des Nebenschiffs eine Vorhalle, die all ihr Licht durch eine Glaswand aus dem Hochschiff bekommt. Das Glas ist als Baustoff gewählt, weil es den Blick auf tut, aber den Durchgang verwehrt. Man sieht aus der Vorhalle durch die Glaswand in das Nebenschiff mit seinen Beichtstühlen, dem Kreuzweg und dem Marienaltar, und durch dieses hindurch die geschlossene Gegenwand des Hochschiffs und ganz am Ende den Altar. Vor die allerheiligste Gegend ist so ein Schleier von Räumen gelegt, und der Weg dorthin ist mehrfach gebrochen. Das Nebenschiff ist zum Hochschiff auf die ganze Länge offen, nur ein einziger Pfeiler trägt in der Mitte die Hochwand. Das Hochschiff ist ein reiner Einraum. Der mit dunklem Blaustein belegte Boden erhebt sich in Stufen zum Altar, er wird auch kostbarer dort, aus Marmor des Vorkommens von Namur hergestellt wie der Altar, aber es gibt kein abgetrenntes Allerheiligstes, das Volk und sein Herr sind in dem gleichen gemeinsamen Raum, der von den hohen weißen Wänden umragt wird. Das Licht fällt von hoch oben durch eine Kette von quadratischen Fenstern, steigt am Altar herab und erlischt dann. Die Altarwand ist fensterlos.

Wir haben versucht, die Ausstattung auf ganz einfache kubische Grundformen zu bringen, wobei zu erwähnen ist, dass die Weihekreuze nur zylindrische Steinsiegel

⁴⁰ Vgl. Zahner, Rudolf Schwarz 193-220.

sind. Die künstliche Beleuchtung geschieht durch Soffitten, die an seideumspannenen Drähten spiralsch von der Decke herab angebracht sind. Sie können in Gruppen geschaltet werden, und so kann der Raum durch das Licht gestaltet werden, das Licht wurde Baustoff."⁴¹

Mitten in der chaotischen Vorstadtbebauung Aachens entsteht somit ein Kirchenraum, dessen Prinzip der "Kasten", der säulenlose Einraum ist. Über die Kahlheit dieses Raumes ist (bis heute) viel diskutiert worden; und dabei gibt bereits Romano Guardini in seiner Beschreibung dieses Kirchenraumes⁴², die kurz nach der Fertigstellung dieses Baus entstanden ist, den wichtigen Hinweis auf das in der Tradition der mittelalterlichen Mystik stehende Moment, das diesem Baugedanken innewohnt: "Das ist keine Leere; das ist Stille! Und in der Stille ist Gott." Und er führt weiter aus: "Was die Bildlosigkeit des heiligen Raumes betrifft, so ist dessen Leere ja doch selbst ein Bild. Ohne Paradox gesagt: Die richtig geformte Leere von Raum und Fläche ist keine bloße Negation der Bildlichkeit, sondern deren Gegenpol. Sie verhält sich zu dieser wie das Schweigen zum Wort. Sobald der Mensch für sie offen wird, empfindet er in ihr eine geheimnisvolle Anwesenheit. Sie drückt vom Heiligen das aus, was über Gestalt und Begriff geht."

Und auch hier überträgt Rudolf Schwarz die weitere künstlerische Ausgestaltung Mitarbeitern aus der Aachener Kunstgewerbeschule; die Bänke entwirft Hans Schwippert, die Goldschmiedearbeiten übernehmen Anton Schickel und Schüler seiner und der Klasse von Wilhelm Giesbert, den gestickten Kreuzweg Wilhelm Rupprecht, den Ewig-Licht-Leuchter und das kleine Altarkreuz Fritz Schwerdt, den Corpus dazu Walter Ditsch.

Im Kirchenraum selbst ergeben sich für Schwarz grundsätzlich drei Zonen: der Raum dieser Welt, in dem das Volk zusammenkommt, dies ist das Kirchenschiff; die Gegend der Schwelle, dort wo Christus wohnt, in Aachen wäre das der Stufenberg mit dem Altar und dahinter "Gottes unzugänglicher Raum", der Ort auf den hin wir unsere Gebete sprechen, die Dimension von der her wir Gottes Antwort vernehmen⁴³. Das wäre dann der Tabernakel und die leere, weiße Wand.

Mit den bisher vorgestellten Idealplänen, dem offenen und dem geschlossenen Ring sowie dem Weg, sind die grundlegenden aufgeführt. Dazu benennt Schwarz noch den lichten und den dunklen Kelch, dies ist einmal eine Art nach oben offener Ring, das andere eine Parabel und zwei weitere, die hier nicht weiter führen⁴⁴.

Rudolf Schwarz legt damit eine Grundlage, der sich die Kirchenbaudiskussion bis in unsere Tage nicht entziehen kann. Sie sind in sich gültig und umgreifen letztlich auch jeden Rückblick in die Geschichte des Kirchenbaus, sind in ihnen doch die "zwei große(n) Grundformen ..., die zentrale Form und die lange Form, Zentralbau und Langbau" entwickelt⁴⁵.

Auf Burg Rothenfels ist etwas geschehen, was Spuren hinterlassen musste. Die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung, das Erleben der kultischen Memoria im kleinen

⁴¹ Rudolf Schwarz, Kirchenbau. Welt vor der Schwelle. Heidelberg 1960, 16f.

⁴² Romano Guardini, Die neuerbaute Fronleichnamskirche in Aachen, in: Die Schildgenossen 11, 1931, 266-268.

⁴³ Vgl. Schwarz, Kirchenbau 24.

⁴⁴ Vgl. dazu Schwarz, Vom Bau der Kirche (mit Abbildungen).

⁴⁵ Rudolf Schwarz, Das Anliegen der Baukunst, in: Mensch und Raum 60-71, hier 65.

wie im großen Kreis wirkten sich auf die weitere Entwicklung des Verständnisses von Liturgie aus. Da waren zum einen die vielen, die an diesen Feiern und Gesprächsrunden auf Burg Rothenfels teilgenommen hatten, und diese Ideen weitertrugen. Zum anderen hatte sich etwas ereignet, hinter das man nicht mehr zurückgehen konnte. Die Gegenwart des Herrn war aufgeleuchtet, das ‚numen praesens‘ hat seine Wohnung unter uns genommen. Der Tisch war in die Mitte der Welt gerückt.

Romano Guardini⁴⁶, der väterliche Begleiter des Quickborn, hat unabhängig von einem konkreten Ereignis, die Stimmung am Beginn der 20er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in die Worte gefasst: "Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: Die Kirche erwacht in den Seelen."⁴⁷ Dieses Bild passt auch sehr gut als Umschreibung der anhängigen zeitgeschichtlichen Situation, der sich der Katholizismus in den folgenden Jahren und Jahrzehnten gegenüber sah.

So einmalig die personelle Konstellation und die Umstände auf Burg Rothenfels waren, die ausgesäten Samenkörner gingen auf und trugen Früchte. "Es geschah nicht auf Rothenfels, aber ohne Rothenfels wäre es nicht geschehen, daß die Muttersprache das Latein in der Kirche ganz selbstverständlich ablöste, ohne jeden revolutionierenden Gestus. Es geschah nicht auf Rothenfels, daß die Gemeinde am eucharistischen Becher teilhatte, aber ohne Rothenfels wäre es nicht geschehen. Denn es war unmöglich, daß aus dem Schmerz des Verzichts, den die Kirche dieser Entdeckergeneration abgefordert hatte, eine neue, aus der älteren hervorgegangene Jugend bei Wahrung ihrer Wahrhaftigkeit und Identität hätte weiter verfahren können und sollen wie die Älteren."⁴⁸

Es war der Kairos, der sich einen Weg in diese Gemeinschaft bahnte, es war "wie ein Hindurchgehen des Heiligen Geistes durch seine Kirche", wie es Papst Pius XII. bei seiner Abschlussrede des Ersten Internationalen Pastoralliturgischen Kongresses in Assisi im September 1956 auf die Liturgische Bewegung als ganze hin formulierte.

2. Weitere wichtige Kirchenbauten in Deutschland

Etwa zeitgleich plante Dominikus Böhm⁴⁹ mehrere Kirchen, u.a. für Köln (St. Engelbert) und Regensburg (St. Wolfgang). Beide sind aus der Idee des Zentralraums entstanden. Und doch finden wir zwei sehr unterschiedliche Umsetzungen des Gedankens.

St. Engelbert (1930-32), im Volksmund sogleich „Zitronenpresse“ genannt, wird auf einem kreisförmigen Grundriss mit acht ineinandergreifenden, parabelförmigen Betonschalen errichtet. Über eine große Freitreppe erreicht man den zurückhaltend beleuchteten Innenraum, der über eine weitere Stufenanlage hin zum exzentrisch angehängten, hell erleuchteten Altarraum führt. Obwohl die Forderung eines Zentralbaus umgesetzt wurde, ist in dieses Rund für die 600 geforderten Sitzplätze eine deutliche Richtung eingeschrieben. Unterstützt von den beiden Treppenanlagen wie der Lichtführung wird der Raum auf den Altar hin konzentriert.

⁴⁶ Vgl. dazu u.a. Frédéric Debuyst, Des signes et des lieux dans l'oeuvre de Romano Guardini, in: Chronique d'Art sacré No. 37, 38, 39, 40 (1994), 41, 42 (1995).

⁴⁷ Romano Guardini, Vom Sinn der Kirche. Mainz 1922, 1.

⁴⁸ Aloys Goergen, Rothenfels und die Folgen, in: Kirche heute. Architektur und Gerät. Süddeutscher Raum. Hrsg. von Hans Wichmann. Die Neue Sammlung, Staatliches Museum für angewandte Kunst und 88. Deutscher Katholikentag (Juli-September 1984). O.O., o.J. (München 1984), 12-18, hier 16.

⁴⁹ Vgl. August Hoff, Herbert Muck, Raimund Thoma, Dominikus Böhm. München, Zürich 1962.

St. Wolfgang wurde wenige Jahre später zwischen 1938 und 1940 erbaut; auch hier gibt es einen ähnlichen Entwurf wie für St. Engelbert, nunmehr auf ellipsoider Basis. Der Bauherrenvertreter Kommerzienrat Josef Habel allerdings bestand auf einer konsequenten Umsetzung des Zentralraumgedankens. So wird der Kirchenbau schließlich, wegen der kriegsbedingten Materialknappheit allerdings dann nicht mit Eisenbeton außen und Stahlstützen im Innern sondern mit steinernen Bögen und damit wuchtiger wirkend, auf einem dem griechischen Kreuz nachempfundenen Grundriss ausgeführt. Einem niedrigen und dabei weiträumigen Zugang folgt ein hoher, heller, insgesamt relativ enger Hauptraum. Dieser nahezu kathedrale Eindruck wird durch die Anordnung der liturgischen Orte noch verstärkt. Das mittig aufgestellte, große Altarpodest mit dem frei und zentral stehenden Altarblock dürfen wir als wegweisend für die Entwicklung von Kirchenbau und Liturgie in Deutschland (und darüber hinaus) einordnen.

In der Hochzeit der 50er Jahre entstanden hunderte neuer Gotteshäuser in den katholischen Bistümern und den evangelischen Landeskirchen. "Einige dieser Kirchen zeugen von einer etwas krampfhaften Suche nach einem neuen Stil, einige sind jedoch ganz meisterhaft", hielt der amerikanische Architekturkritiker G.E. Kidder Smith⁵⁰ Anfang der 60er Jahre fest. Zu letzteren zählt zweifelsohne St. Laurentius in München-Gern von Emil Steffann, Mehlem, und Siegfried Östreicher, München.

Am 27. November 1955 nach ca. 18monatiger Planungszeit eingeweiht, galt sie von Anfang an als Schlüsselwerk des Architekten Emil Steffann⁵¹ wie des deutschen Kirchenbaus überhaupt. Dabei zeichnet sie sich durch Bescheidenheit und Angemessenheit im Architektonischen aus. Oder wie Emil Steffann es formuliert: durch "Armut und Einfachheit"⁵², durch "Materialgerechtigkeit und Materialechtheit"⁵³. Als Kirchenbau für eine Gemeinde mit 8.000 bis 9.000 Seelen überzeugt sie, weil sie den Wunsch des Bauherrn, der Priestergemeinschaft der Oratorianer, verwirklicht und der Feier der Liturgie als Versammlung um den Tisch des Herrn ein baumeisterliches Bild zu geben versteht..

Der geräumige Bauplatz des Gemeindezentrums befand sich auf einer großen Wiesenfläche mit altem Baumbestand. Zu projektieren waren eine Kirche, eine Kapelle für Kindergottesdienste, Jugendräumen (erstmalig im Erzbistum München) und ein Pfarrhaus für mehrere Geistliche. Eingefasst durch zweistöckige Reihen- sowie fünfstöckige Mietshäuser im Westen und Süden, einer Kleingartenanlage im Osten und einem mit dem Würmkanal, heute Nymphenburger Kanal, begrenzten öffentlichen Grünfläche nutzten die Architekten die natürliche Mulde des Geländes um einem "heiligen Bezirk" gleich die Hauptkirche mit den Nebenräumen und das Pfarrhaus u-förmig so anzuordnen, dass ein großer Zugangshof mit einer Art Wandelgang als Hinführung zum Kirchenraum entstand.

Mit einer einfachen, in den Außenraum greifenden Konche im Norden ist die Kirche aus massivem tragendem Ziegelmauerwerk errichtet, was kostengünstiger als die Ausführung einer Betonkonstruktion war. Die Außenhaut bilden hell verputzte Hartbrandsteine. Die Innenwände des Gotteshauses sind weiß geschlämmt, der

⁵⁰ G.E. Kidder Smith, *Moderne Architektur in Europa*. München 1964, 32.

⁵¹ Zum Architekten vgl. Johannes Heimbach, „Quellen des menschlichen Seins und Bauens offen halten.“ *Der Kirchenbaumeister Emil Steffann (1899-1968)*. Altenberge 1995 sowie Emil Steffann (1899-1968). *Werk, Theorie, Wirkung*. Hgg. von Conrad Lienhardt. Regensburg 1999.

⁵² Vgl. Wolfgang Pehnt, *Der Anfang der Bescheidenheit*. München 1983, 253.

⁵³ Vgl. Emil Steffanns gleichnamigen Vortrag aus dem Jahr 1963, abgedruckt in: Emil Steffann. *Bearb. von Gisbert Hülsmann zus. mit Manfred Sundermann*. Düsseldorf 1981, 102f.

Dachstuhl, ohne Stützen mit Holzbindern konstruiert, ist mit blau angemalten Fichtenbrettern im Fischgrätenmuster ausgeführt, am Boden wurde grauer Naturstein, bei den Bänken, Türen und Beichtstühlen dunkel geräucherte Eiche verwendet.

Man betritt die Kirche über ein vorgelagertes niedrigeres Schiff, das über fünf Bögen den Blick in den großen querrrechteckig gelagerten Gemeinderaum gewährt. Der scheunenartige Kirchenraum versammelt die Gemeinde in drei Blöcken um den aus der Apsis sich entwickelnden, zungenartig vorgezogenen Altarraum. Der Kreis um den frei stehenden Tisch des Herrn wird von einer großen Priesterbank geschlossen. Die Bank an der Apsiswand ist für den Chor gedacht. Der Tabernakel, der Ort für die Aufbewahrung der Eucharistie, hat seinen Platz auf einem eigenen Altar gegenüber dem am Eingang befindlichen Taufstein am Ende des Seitenschiffes. Diese Anordnung musste vom zuständigen Münchener Kardinal Julius Döpfner eigens genehmigt werden, da sie den liturgischen Bestimmungen der 50er Jahre nicht entsprach. Auch der frei, inmitten der Gemeinde stehende Altar war für die 50er Jahre äußerst ungewöhnlich.

Die Beschreibung des Ursprungszustandes könnte problemlos fortgesetzt werden, da sie bis heute Bestand hat. Dies zeigt, wie viel die beiden Architekten mit ihrer Raum- und Gemeindefigur vorweggenommen hatten. Die nach dem 2. Vatikanischen Konzil allfällig notwendige Umgestaltung des Innenraums konnte hier entfallen. Der Geistliche feierte nicht erst nach 1965, nachdem die neuen Bestimmungen für die Gemeindefeier dies verlangten, mit Blick auf die Gemeinde; er tat dies auch schon am Ende der 50er Jahre. Der Altar und alle anderen wichtigen Elemente des Kirchenraumes waren schon zur Erbauungszeit so eingerichtet worden, wie es gut zehn Jahre später kirchenamtlich nahegelegt wurde.

Der Innenraum besteht heute wie vor 50 Jahren. Nach wie vor wird der Raum von drei Seiten mit hoch gelagerten rundbogigen Fenstern erhellt. Noch immer hat er seine ursprünglichen einfachen elektrischen Birnen, die in Kupferfassungen stecken. Bis heute strahlt er den Geist franziskanischer Einfachheit und Klarheit aus.

Von Emil Steffann bereits 1961 geplant, wurde im Folgejahr statt des aus einfachen Backsteinen aufgeführten, im Eingangsbereich allerdings wenig zweckvoll aufgestellten Taufsteins eine eigene Taufkapelle eingerichtet. Von ihm stammen auch noch die Pläne für einen Kindergarten, weitere Teile des Gemeindezentrums und ein eigenes Messnerhaus, alles Gebäude, die im Norden des großen Grundstücks, wiederum mit Backsteinverkleidung am Anfang der 70er Jahre gebaut wurden.

St. Laurentius in München hat schon zu seiner Erbauungszeit wegweisend gewirkt. Die Versammlung der Gemeinde um die geistige Mitte, den Altar, ist nach wie vor ein gültiges Bild für den Kirchenbau, auch nach dem Jahr 2000⁵⁴.

3. Eine kurze Theologie des Kirchenraums

Von St. Laurentius aus ist es nicht mehr weit hin bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Dort wird das, was bisher dargestellt wurde, nochmals eigens gefasst. Theologisch ausgedrückt möchte ich das mit Emil Josef Lengeling, dem großen Münsteraner Liturgiewissenschaftler und seinerzeit auch eminent wichtigen Konzilstheologen, insbesondere in der Umsetzungsphase der späten 60er und frühen 70er Jahre, wie folgt, benennen: „Liturgie (ist) Dialog zwischen Gott und

⁵⁴ Vgl. auch Birgit-Verena Karnapp, Kirchen - München und Umgebung nach 1945. München, Berlin 1996, 53-55.

Mensch“⁵⁵. Oder anders gefasst, denn die Liturgie als die Feier von Tod und Auferstehung Unseres Herrn hat natürlich weitere zentrale Dimensionen, Liturgie ist „Gedächtnis eines Vergangenen und doch Befreiung in der Gegenwart“⁵⁶; Liturgie ist „in ihrem tiefsten Wesen Vergegenwärtigung und Zuwendung des Heilswerks Christi, sie ist Aktionsgemeinschaft des Hohenpriesters Christus und seiner Kirche zur Heiligung der Menschen und zur Verherrlichung Gottes“⁵⁷.

Die Bibelstelle, die das umfassendste Verständnis von Liturgie als Gottesdienst ausdrückt, ist Mt 18,20: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

Hierunter ist selbstverständlich nicht nur die im folgenden ins Zentrum der Betrachtung rückende zentrale Form der Eucharistiefeier zu verstehen, sondern auch jegliche weitere Art der Versammlung der Gläubigen.

Die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils hielten fest: Liturgie ist „heilige Handlung“, ist der „Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“⁵⁸.

Der dafür genutzte Raum muss somit höchsten Ansprüchen genügen; höchsten Ansprüchen im Hinblick auf die liturgische Form aber auch im Hinblick auf die ästhetische Gestalt. Dass der sog. Normalfall hier leider wenig Hoffnungen macht, dass eine Vielzahl unserer Kirchen – ich muss gestehen länderübergreifend - mit überquellenden Blumentöpfen, mit teils ausgetretenen Teppichböden oder auch gut gemeinten Stellagen mit kindlichen Zeugnissen im Umfeld der Erstkommunion oder ähnlichem vollgestellt sind, muss erwähnt werden, auch wenn wir es leider nicht verhindern können. Oftmals fragt sich der geneigte Besucher einer solchen Kirche, weshalb am Ort der Christus- und Gottesbegegnung gerade diese Ausdrucksformen einen solchen Raum einnehmen dürfen; in Kirchen finden wir zahlreiche Dinge, denen kaum jemand Zuhause in den eigenen vier Wänden einen Platz einräumen würde. Dies muss hier erwähnt werden, weil eine hehre Betrachtung der liturgisch-theologischen Inhalte und der baukünstlerischen Form zwar wichtig, eine Reflexion der Orientierung unserer Kirchenräume zentral, aber durch die reale Gestaltung dieser Versammlungsräume letztlich überlagert, zumindest in seinen Konsequenzen stets und immer wieder angefragt werden wird.

4. Kirchenbau am Ende des Jahrhunderts

Mein Beitrag ist mit „Auf der Suche nach einem Haus Gottes und einem Haus der Menschen“ überschrieben. Es gibt gleich mehrere Ansatzpunkte dafür, weshalb ich diese Überschrift gewählt habe. Zwei will ich kurz nennen: Da ist zum einen der Ausspruch des Schweizer Architekten Mario Botta, der sinngemäß in den 90er Jahren, nachdem er eine Reihe von Kapellen aber auch die Kathedrale von Evry bei Paris erbaut hatte, im Blick auf seine Tätigkeit als Kirchenbauer sagte: „Als ich das Haus Gottes entwarf, dachte ich an das Haus für die Menschen.“⁵⁹

⁵⁵ So lautet der Titel einer von ihm erarbeiteten Schrift; Freiburg u.a. 1981.

⁵⁶ So der Benediktiner Angelus A. Häußling in seinem Beitrag in ders. (Hg.), Vom Sinn der Liturgie. Düsseldorf 1991 (Schriften der Katholischen Akademie in Bayern, Bd. 140), 118-130, hier 118.

⁵⁷ Artikel: Liturgie in: Rupert Berger, Neues Pastoralliturgisches Handlexikon. Freiburg u.a. neu überarb. Ausgabe 1999, 309-311, hier 310.

⁵⁸ Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, hier Art. 7 und 10.

⁵⁹ Vgl. Walter Zahner, Maison de Dieu, maison de l'homme, in: Techniques & architecture no. 459 « Espaces sacrés », April-Mai 2002, 68-75, hier 68f.

Und dann hat mich das entsprechend benannte Kapitel aus der wichtigen Schrift der Deutschen Bischöfe „Missionarisch Kirche sein. Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte“ aus dem Jahr 2003⁶⁰ angeregt. Darin ist der umfangreiche zweite Abschnitt mit „Offene Kirchen – Gotteshäuser und Häuser für die Menschen“ überschrieben. In fünf Unterkapiteln gehen die Bischöfe auf die Chancen ein, die Kirchengebäude, gerade wenn sie offen sind, allen Interessierten bieten. Dort finden wir bspw. den schönen Hinweis: „Das Kirchengebäude und der Kirchenraum öffnen die Welt auf die Transzendenz Gottes hin. Die Menschen bedürfen solcher Stellen, die den Himmel offen halten.“

Das sind zwei klare Hinweise auf die überschreitenden Qualitäten, die dem Thema Kirchenbau oder Kirchengebäude innewohnen oder die diejenigen, die sie entwerfen, erleben.

Was zeigt sich im aktuellen Kirchenbauschaffen, das von nur mehr wenigen Neubauten, auch wenn es mehr sind, als allgemein angenommen wird, und vor allem Kirchenumbauten gekennzeichnet ist. Ich will auch gleich darauf verweisen, dass die aktuelle Diskussion um Kirchenumnutzungen ebenso ins Blickfeld rückt. Denn all das, was für die Kirchenbauten bisher entwickelt wurde, ist die Grundlage, auf der auch die Kirchen entstanden, die künftig womöglich nicht mehr pfarreilich genutzt werden können. Wenn wir Kirchen auf- oder abgeben müssen – jüngsten Umfragen zufolge handelt es sich in Deutschland seit 1990 um knapp unter 2 %, die bereits aufgegeben bzw. abgerissen worden sind oder demnächst, d.h. in den kommenden fünf Jahren abgegeben werden müssen (bis 2015 rechnet man mit etwa 3 %), - dann sind das auch immer Gebäude, die als Orte von Gottes Gegenwart in der Welt errichtet wurden. Jede Kirchengaufgabe, jeder Abriss ist schmerzlich⁶¹; allerdings und das will ich auch zugeben, es wird sich nicht verhindern lassen, dass wir uns demnächst von einigen Gebäuden trennen müssen.

Mit diesen Fragen befassen sich ein Papier der Dt. Bischofskonferenz „Umnutzung von Kirchen“ von 2003 und eine aktuelle Wanderausstellung „Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts“, die ich mitinitiiert habe.

Drei Stichworte weisen einen Zugang zur Betrachtung der kirchlichen Neu- und Umbauten der letzten Jahre: Raum – Licht – Liturgie.

Raum

Am Anfang soll ein Beispiel stehen, das für mich die Idee des ‚offenen‘ bzw. ‚geschlossenen Rings‘ repräsentiert.

Beginnen möchte ich hier mit den Worten des Architekten an einen Bischof:

„Wenn ich Ihnen den Schlüssel zu diesem Haus übergebe, dann habe ich als Architekt einen kleinen Beitrag dazu geleistet, ein Haus zu bauen, aber ich hatte immer an den Beitrag gedacht, den dieses Haus einmal für uns leisten könnte – ich habe also geträumt:

- Ich habe mir vorgestellt, daß dieses Haus ein Ort sein soll, an dem Christen durch die Art und Weise, wie sie zusammenkommen, wie sie miteinander leben und handeln, wie sie für andere und füreinander eintreten, ein Zeichen in der Welt setzen können.

⁶⁰ Hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2003 (Die deutschen Bischöfe 72), das folgende Zitat ebenda 14.

⁶¹ Vgl. dazu den Ausstellungskatalog (mit mehreren wichtigen Beiträgen u.a. von Albert Gerhards und Maria Schwarz) Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Walter Zahner. Lautertal 2007.

- Ich habe mir vorgestellt, daß von diesem Haus in einer wohlständigen, satten Gesellschaft unbequeme Fragen ausgehen, die in gewaltfreie Gesellschaftsveränderungen überführt werden, mit der Macht und Dynamik, die wir gerade in der DDR erleben konnten.
- Ich habe mir vorgestellt, daß dieses Haus ein Ort der Idee, der Diskussion, der offenen ungezwungenen Kritik auch an der Kirche sein könnte.
- Ich stelle mir vor, daß es ein Haus des Weinens und des Lachens sein soll für alle, die darin leben, daß es eine Mitte werden soll für die Handlungen der Menschen, die mit ihren Handlungen weit über dieses Haus hinweg greifen.“⁶²

Dies formulierte der österreichische Architekt Ottokar Uhl am 3.12.1989 in seiner Ansprache an Erzbischof Oskar Saier, als er die Kirche Judas Thaddäus Kirche⁶³ in Karlsruhe-Neureut der Gemeinde übergab. Diese Ansprache steht am Ende eines fast ein Jahrzehnt währenden Entwicklungs- und Kommunikationsprozesses, der ausgehend von einem Kirchenbauwettbewerb, den Uhl im Jahr 1980 gewann, seiner Beauftragung und der im Sinne der aktiven Partizipation durchgeführten Konkretisierung des Projektes in diesen Worten mündete.

Im Komplex sind die Kirche, ein Kindergarten, ein Pfarrsaal sowie die Wohnung des Pfarrers integriert. Ottokar Uhl errichtete einen quer gelagerten Raum, der die Gemeinde um ein mittig aufgestelltes Podest T-förmig versammelt. Der Vorschlag, die Raumbilder entsprechend der Gemeindegröße zu ändern, wird zwar kaum umgesetzt, doch ist diese Disponibilität, die Möglichkeit auf unterschiedliche Versammlungen zu reagieren, kennzeichnend für die Konzentration auf die gemeindlichen Belange. Aus der Zusammenkunft der Gläubigen erwächst je von Neuem eine Form der Liturgie - Austausch zwischen Gott und Mensch. Entsprechend der unterschiedlichen Kommunikationssituationen, auf Gottes Ansprache hin antworten die Menschen mit Lob und Preis, in Gebet oder Gesang; wodurch auch unter ihnen ein neues Miteinander gestiftet wird. Und es sind verschiedene Raumfiguren denkbar.

Ganz anders bietet sich die Herz-Jesu-Kirche in München dar⁶⁴. Sie steht als Beispiel für den sog. ‚Weg‘, die gerichtete Versammlung.

Im Jahr 2000 fertig gestellt, halten sich die Architekten Allmann Sattler Wappner, ein junges Münchener Architektenteam, an die entsprechenden Passagen der Wettbewerbsausschreibung. Der aktuell, v.a. auch international, meistbeachtete deutsche Kirchenbau der letzten Jahre war notwendig geworden, weil bei einem Brand der Vorgängerbau so stark beschädigt worden war, dass ein Neubau unumgänglich war. Was zuerst auffällt und auch große Beachtung findet, sind die riesigen Kirchentüren, die sich bei 14,20 Meter Höhe und insgesamt 18,80 Meter

⁶² Zitiert nach Meinrad Franz, Zur Geschichte von St. Judas Thaddäus, in: Katholisches Gemeindezentrum St. Judas Thaddäus Karlsruhe Neureut. Lindenberg 1998, 1f, hier 2.

⁶³ Vgl. Walter Zahner, Kath. Gemeindezentrum St. Judas Thaddäus, Karlsruhe-Neureut. Lindenberg 1998; Bernd Selbmann, Kath. Kirche mit Gemeindezentrum – St. Judas Thaddäus in Karlsruhe-Neureut, in: Ottokar Uhl. Werk, Theorie, Perspektiven. Hrsg. von Conrad LIENHARDT. Regensburg 2000 (Reihe Kirchenbau, Band 3), 115-136 und Thomas MAYMANN, Architektonische Planung: Partizipation und Reduktion. Ottokar Uhl und der Kirchenbau St. Judas Thaddäus in Karlsruhe, in: Nadine Baumann/Martin Stuflesser (Hrsg.), Das Geheimnis lasst uns künden. Liturgie zwischen Wissenschaft und pastoraler Wirklichkeit. Münster 2005, 197-209.

⁶⁴ Vgl. Gerhardt Hueck, Der Neubau der Herz-Jesu-Kirche in München. Diplomarbeit, München 1998 (Publikation geplant); Meinhard von Gerkan, Herz-Jesu-Kirche in München, in: Baumeister 2/2001, 44-54, und Monika Römisch, Kath. Pfarrkirche Herz Jesu München-Neuhausen. Lindenberg 2002 (mehrfach neu aufgelegt).

Breite zur Gänze öffnen lassen. Die blauen Glasflächen hat der in England lebende Künstler Alexander Beleschenko gestaltet. Mit Nägeln schreibt er dabei in einer eigens entworfenen Schrift einzelne Textstellen des Johannesevangeliums nach. Zumeist sind diese Tore allerdings geschlossen; der Eingang ist dann eine einfache Doppeltüre in der Mitte der Frontfassade. Durch einen sehr niedrigen, den Eintretenden fast erdrückenden Durchgang kommt man in einen hellen weiten Raum. Hier ist das Prinzip ‚Haus im Haus‘ umgesetzt. Die gläserne Schachtel des Außenbaus hat im Innern eine hölzerne Umgrenzung. Die Fenster werden zum Altarbereich hin immer weniger lichtdurchlässig und somit auch immer weniger durchsichtig. Rückwärtig wird sie von einer riesigen Orgelempore gefasst. Die an den Seiten umlaufende aus Ahorn bestehende Holzlamellenwand ist einerseits für die gute Akustik verantwortlich, andererseits sorgt sie für die richtige Menge an Lichtzufuhr. Dem Altar zu grenzt sie den inneren Raum zusehends ab, konzentriert auf den Altarraum. Der sog. Kreuzvorhang geht auf einen Entwurf des Künstlerpaares Lutzenberger Lutzenberger zurück. Er besteht aus Tombak und entwickelt je nach Lichteinfall oder etwa auch rückwärtiger Anstrahlung eine unterschiedliche, aber immer sehr starke Wirkung. Im Blick des Eintretenden beziehungsweise der versammelten Gemeinde gegenüber findet sich der große Altarraum. Die seitlichen Bänke, die eine Andeutung von Den-Altar-Umstehen erzeugen könnten, werden selten genutzt.

Licht

Nicht erst die mittelalterlichen Kathedralen haben die Bedeutung des Lichts in der Architektur deutlich gemacht. Auch im Kirchenbau von heute wird sowohl mit dem künstlichen wie dem natürlichen Stoff gebaut.

Der Bischof von Regensburg weihte im Mai 2004 die neue St. Franziskus-Kirche in Regensburg-Burgweinting⁶⁵. Auch hier war die Ausweisung neuer Baugebiete der Ausgangspunkt für die Errichtung einer neuen Kirche. Nach langer Planungszeit, der Wettbewerb fand bereits im Jahr 1997 statt, gelingt Königs Architekten, Köln, ein hochinteressanter Beitrag zum aktuellen Kirchenbau. Wer durch das durch ein hohes Glas gekennzeichnete vorpatinierte Kupfertor über den kleinen Vorraum in die Kirche eintritt, ist vom Eindruck des Innern überwältigt. Eine Ellipse mit zwei großen Einbuchtungen und vor allem die unregelmäßig nach Vorne wie nach Hinten geneigten, leicht grünlich geschlammten Backsteinwände machen das fensterlose Kircheninnere zu einem Erlebnis, das in der modernen Kirchenarchitektur seines Gleichen sucht. Die Decke, eine durchscheinende Teflonmembran, ist neben der indirekten Beleuchtung über manche der Einbuchtungen die hauptsächliche Lichtquelle. Der letztlich längsgerichtete Raum versucht in seiner in drei großen Bankblöcken zusammengefassten Bestuhlung eine Verbindung der Idee des Weges und der Circumstans um den Altar. Dies kann letztlich nicht funktionieren. Obwohl es dem Architekten gelingt, einen Mittelgang zu vermeiden, und durch den seitlich zum Altarraum platzierten Taufstein mit entsprechenden Bänken in der dahinter liegenden Konche die klare Ausrichtung im Innenraum etwas aufzubrechen, bleibt das Gefühl des Weges – zu einem Ziel, dem Altar, hin – dominant. Zu hoffen ist, dass der Kircheninnenraum neben der gut eingepassten Ausgestaltung von Robert Weber, Grafing, von weiteren künstlich-künstlerischen Ergänzungen freigehalten wird.

⁶⁵ Vgl. Wilhelm Kücker, Pfarrzentrum St. Franziskus, Regensburg, in: DAM Jahrbuch 2003. Hrsg. von Ingeborg Flagge u.a., München 2003, 66-75 und Walter Zahner, Eglise Saint-Francois, Ratisbonne-Burgweinting, Allemagne, in: l'architecture d'aujourd'hui No. 356, jan./fev. 2005, 70-75 .

Was ich hier noch zeigen will, ist die jüngst geweihte St. Florian-Kirche, der katholische Teil des Ökumenischen Zentrums in München-Riem. Das im vergangenen Jahr fertiggestellte Ensemble verdient m.E. seine Bezeichnung als Ökumenisches Zentrum letztlich nicht; alles was die beiden Gemeinden, die hier auf einem großen Grundstück zusammen mit dem Münchener Architekten Florian Nagler gebaut, miteinander haben, ist der Turm. Wir haben zwei Kirchen, zwei Pfarrsäle, zwei Pfarrhäuser, zwei den Kindern vorbehaltene Areale, etc.

Die Haupteinschließung der katholischen St. Florian-Kirche ist in den Innenhof verlegt. Tritt man durch die gläsernen Doppeltüren ein, ist man in einem breitgelagerten rechteckigen Raum, der von drei Glasfenstern überstrahlt wird. Allesamt sind Arbeiten der Berliner Künstlerin Hella von Santarossa. Die Altarinsel wird von drei Seiten mit Bänken umfasst; der vorgeschobene Altar steht in der Mitte, betont durch ein Deckenoberlicht. Seine Materialien, Stampflehm sowie eine Steinplatte, sind denkbar einfach; die Form, ein kompaktes Rechteck, durch die lebendige Gestaltung des Lehms weniger monumental als im ersten Augenblick wirkend.

Die Orientierung des Volkes Gottes ist auf den Altar als Tisch des Herrn bzw. im Falle der Wortfeier auf den zurückgesetzten Ambo als Tisch des Wortes Gottes gerichtet. Das Kreuz ist in das große Altar-Rückfenster eingearbeitet; es wird zumindest vormittags bei Sonneneinstrahlung kaum zu sehen sein, am Abend wenn der Kirchenraum elektrisch beleuchtet wird hingegen sehr wohl. Im Zentrum der Ausrichtung der versammelten Gemeinde bleibt der Altarblock. Die Gläubigen konzentrieren sich auf die Mitte des Raumgefüges, die optische Mitte des Kirchenraumes, den Altar, der „auf unseren einzigen Erlöser Jesus Christus und die eine Eucharistie der Kirche hinweist“⁶⁶.

Liturgie

Theologisch bedacht, ist die Versammlung der Gemeinde, die geistvermittelte Bewegung von Gott zum Menschen und von diesen wieder zurück zu Ihm. Die Gegenwart Christi finden wir in der versammelten Gemeinde, in ihrem geweihten Vorsteher, in der Gestalt des Wortes und in den eucharistischen Gaben (vgl. SC 7).

Diese Gegenwart vollzieht sich im Raum der Gemeinde, der natürlich nicht unbedingt ein Kirchenraum sein muss. Viele Gemeinden, deren Kirchenräume inzwischen viel zu groß geworden sind, überlegen deshalb, wie sie der neuen Liturgie in ihren Räumen eine neue Gestalt geben können. Sie suchen nach einer Lösung, die dieser Kommunikationssituation einen adäquaten Ausdruck verleiht.

Ausgangspunkt ihrer Überlegungen sind die Grundlagen und Grundfragen der Liturgie. Wir haben ein Kommunikationsgeschehen vor uns, das wir nach der Ansprache Gottes im Sinn der Antwort der versammelten Gemeinde als Lob und Dank, aber auch untereinander, weiterführen. Kommunikation im Rahmen der Liturgie ist immer mehr als nur gemeinsamer Austausch; Kommunikation ist Austausch mit Gott.

Der Communio-Raum⁶⁷ versucht die Verbindung der Wegekirche und der Circumstantes-Idee. Dabei will er die Grundidee des Zweiten Vatikanischen Konzils

⁶⁶ Vgl. das Pontifikale zur Altarweihe, hier zitiert nach Stichwort: Altar, in Berger, Neues Pastoralliturgisches Handlexikon 15-18, hier 17.

⁶⁷ Vgl. ausführlich Communio-Räume. Auf der Suche nach der angemessenen Raumgestalt katholischer Liturgie. Hrsg. von Albert Gerhards/Thomas Sternberg/Walter Zahner. Regensburg 2003.

neu aufnehmen, in einem Raumentwurf, der dem Verständnis der Liturgie als Handlungsraum, als Freiraum für die ganze Gemeinde einschließlich der Vorsteher, der Lektoren und der anderen Dienste entspricht. Hier wird die Gemeinde herausgefordert, hier wird deutlich, was die Feier des Herrenmahls in ihren beiden Teilen ausmacht, hier wird Gestalt, was gefeiert wird. Diese neue Form ist auch eine Möglichkeit, zu groß gewordene Kirchen umzugestalten.

Gesucht wird ein Ereignisraum mit einem veränderten Altarraum, der zugleich ein freies Zentrum ausbildet. In der Kreisform, die nur einen Mittelpunkt hätte, würden die verschiedenen Teile der einen Feier - Wortgottesdienst und Eucharistiefeier - wiederum ineins gesetzt, ihre Unterscheidung nicht anerkannt. Deshalb tritt als geometrische Denkfigur die Ellipse in den Vordergrund, die zumindest zwei Brennpunkte hat - einen Ort für den Tisch des Wortes Gottes und einen für den Tisch des Brotes. Das Zentrum bliebe frei, könnte aber auch in bestimmten Jahreszeiten durch die Osterkerze oder Entsprechendes gefüllt werden. Mit einem Freiraum in der Mitte kämen wir dem transzendenten, in Bildern oder Symbolen letztlich eben nicht fassbaren Gott viel näher, als wenn wir dieses kleine Stück schon wieder auffüllen. Albert Gerhards⁶⁸ hat diese freie Mitte auch als Erwartungsraum gekennzeichnet: Die Versammelten finden sich ein, weil sie etwas erwarten, das sich in diesem noch leeren Raum ereignen wird. Sie feiern sich eben nicht selbst. Die freie Mitte ist somit auch Ausdruck der Erwartung des sich schenkenden ganz Anderen, der in der Gemeinde Wohnung nehmen wird - die leere Mitte ist ein Verweisraum. Schließlich ist die Liturgie zugleich ein Erfahrungsraum, Raum, in den die Menschen ihre persönlichen Erfahrungen einbringen, in dem sie aber auch Erfahrungen mit Gott und Christus machen.

Ein Beispiel soll das erläutern:

Die Kirche St. Antonius in Stuttgart wurde 1932 von Hans Herkommer erbaut. In den 90er Jahren ist die Notwendigkeit einer Außen- wie Innenrenovierung offensichtlich. Dabei muss berücksichtigt werden, dass die Gemeinde zunehmend schrumpft. Der Ortsgeistliche, der auch für weitere zwei Gemeinden zuständig ist, ist sehr aufgeschlossen. Er besucht mehrere Veranstaltungen, die sich mit den Fragen und Herausforderungen für den Kirchenbau am Ende des 20. Jahrhunderts befassen. Von dort her ist ihm die Idee der neuen, zweipoligen Versammlungsform bekannt. Er stellt sie seiner Gemeinde vor, diskutiert diese Möglichkeit ausführlich.

Der Prozess mündet schließlich in einer Ausschreibung für den Wettbewerb, die klar und eindeutig ist: Die Gemeinde wünscht sich einen Communio-Raum entsprechend der bis dahin zumeist nur theoretisch verhandelten neuen Ellipsenform. Dabei soll die Orientierung ihrer typischen Wege-Kirche letztlich beibehalten werden.

Günter Pfeifer aus Freiburg, er hat einen Lehrstuhl in Darmstadt an der TU, gewinnt den Wettbewerb und setzt diese Vorgaben Stück für Stück um. Mit der Künstlerin Madeleine Dietz, die den noch während der ersten Planungsphase ausgeschriebenen Gestaltungswettbewerb für sich entscheidet, findet sich ein kongeniales Paar zusammen.

Eine andere Form zeigt sich bei den Kirchengestaltungen, die sich nach dem Prinzip der sog. „orientierten Versammlung“ richten⁶⁹.

⁶⁸ Vgl. bereits Albert Gerhards, In der Mitte der Versammlung. Trier 2001.

⁶⁹ Vgl. dazu Johannes Krämer/Walter Zahner, Neue Beispiele liturgischer Räume – Analyse aus liturgiewissenschaftlicher und architektonischer Sicht; Vortrag im Rahmen des Symposiums in Kloster Bose, Italien (in Druck).

Diese Raumidee nimmt die drei Grundfunktionen der Feier des Gottesdienstes in den Blick. Sie unterscheidet:

- Verkündigung

Im Rahmen des Wortgottesdienstes spricht eine Person zu den vielen, den Versammelten. Wir haben eine/n Lektor/in bei der Lesung, den Priester bei der Verkündigung des Evangeliums und dessen Auslegung. Um die bestmögliche Kommunikationssituation zu erreichen, muss der Vortragende gut sichtbar und für alle hörbar sein. Dies schreibt schon die Allgemeine Einführung ins Messbuch vor. Dem Ort der Verkündigung kommt im Kirchenraum hohe Bedeutung zu⁷⁰. Eine beliebige Platzierung lässt auch das dort gesprochene Wort womöglich beliebig erscheinen.

- Gebet

Im (gemeinschaftlichen) Gebet hat die Gemeinde und mit ihr der Vorsteher eine klare Richtung, das göttliche Gegenüber. Diese kann auch von Priester und Gemeinde miteinander in einer Richtung vollzogen wird.

- Eucharistie

Nach dem Wortgottesdienst folgt die Feier der Eucharistie. Dies wird am ehesten dadurch ausgedrückt, dass sich die Gemeinde um den Altar versammelt. Erinnerung sei hier nochmals an die Idee der Circumstantes, von der schon Dominikus Böhm und Martin Weber am Beginn der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts sprachen.

Wenngleich der Altar als zentrales Christussymbol inmitten der Gemeinde seinen Platz haben sollte, ist die Versammlung um den Altar doch nie abgeschlossen. In der Feier der Eucharistie, im Begehen des Mysteriums, erfährt die Gemeinde die Gottesgegenwart. Er ist „*Schon*“ anwesend, zugleich sind wir in der Versammlung aber eben auch mit dem „*Noch Nicht*“ der himmlischen Herrlichkeit konfrontiert.

Das abschließende Beispiel ist eine sehr konsequente Umsetzung der Idee der „orientierten Versammlung“:

Der Ort, an dem die Pfarrkirche St. Albert in Andernach steht, hat eine Geschichte, die ins Mittelalter zurückreicht. Die heutige Pfarrkirche wurde vom Kölner Architekten Rudolf Schwarz in die Ruine des ehemaligen Klostergebäudes 1953 eingefügt⁷¹. Ihm ist in diesem langgezogenen Raum ein klarer und zeitgemäßer Kirchenbau gelungen. Bis heute wirkt der Raum, vor allem durch die schlichte, ornamentlose Innengestaltung. Die weißen Wände signalisieren Offenheit. Der Raum tritt in der Wahrnehmung zurück. Nicht das Gebäude sondern die Gemeinde und die Feier des Gottesdienstes werden als das Wesentliche wahrgenommen.

Die Gemeinde ist in den lang aufgereihten Bankblöcken in der Form des Weges angeordnet. Die Qualität dieser Gestaltung sieht der Architekt in der Offenheit und eschatologischen Ausrichtung. Zugleich verweist er auch auf das Problem der sich bei jeder dieser Kirchen ergebenden Anonymität, was gerade in diesem Bau sehr deutlich wurde, wenn er schreibt:

⁷⁰ Vgl. dazu allgemein L'Ambone – tavola della parola di Dio. Atti del III Convegno liturgico internazionale, Bose 2-4 giugno 2005. Bose 2006, sowie Walter Zahner, Ästhetik und Diakonie – der Ort des Wortes als Initiationsort diakonischen Handelns, in: Die diakonale Dimension der Liturgie. Hrsg. von Benedikt Kranemann/Thomas Sternberg/Walter Zahner. Freiburg u.a. 2006, 261-270.

⁷¹ Vgl. Schwarz, Kirchenbau 147-154.

„Hier fehlt der Blick von Auge in Auge, hier sieht niemand dem andern entgegen, alle sehen voraus. Hier fehlt der warme Austausch beider Hände, die Hingabe von Mensch an Mensch, der Kreislauf herzlicher Bindungen, denn hier steht jeder im Zusammenhang einsam ... Die Wegform lässt sie alle im Ganzen allein, das Herz bleibt vereinsamt. Die Menschen können sich nicht herzlich zugetan sein, denn dieses Schema hat kein Herz.“⁷²

Dies spürte die Gemeinde und setzte sich, nachdem der Kirchenbesuch deutlich abgenommen hatte, mit der Witwe von Rudolf Schwarz, Frau Dipl.Ing. Maria Schwarz aus Köln, dem Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards aus Bonn und dem Verantwortlichen von Seiten des Bistums Trier, Dipl.Ing. Johannes Krämer, zusammen. Nicht baulich große Änderungen sondern Diskussionen um die Inhalte prägten den Weg der Gemeinde.

Der Wunsch der Gemeinde war eine Verbindung der Idee des Weges, dessen Ziel Tod und Auferstehung des Herrn ist, und der Versammlung um den Altar als Tisch, an den die Gemeinde vom Herrn geladen ist. Die Lösung ist recht einfach. So bleibt der Raum baulich unverändert, sogar die Bänke werden in anderer Anordnung weiter verwendet. Lediglich die beiden zentralen liturgischen Handlungsorte, Altar und Ambo, wurden neu gestaltet. Damit blieben die finanziellen Aufwendungen im Vergleich zu anderen Kirchenraumumgestaltungen relativ gering. In einem mehrjährigen, spannenden Prozess⁷³ ist der Gemeinde an diesem alten kirchlichen Ort ein weiterer Schritt im Sinne eines lebendig bleibenden Christentums gelungen.

Der Ortspfarrer, Dechant Schultz, umschreibt die ersten Erfahrungen der Gemeinschaft: „Vieles ist ungewohnt: Das gegenseitige sich Sehen. Der Blick, der nicht mehr von vorne in die Länge des Raumes geht, sondern zur gegenüberliegenden Wand und eben zu denen, die dort sitzen. Die Stellung des Altares, der nicht mehr eindeutig alleiniger Mittelpunkt ist. Das sich Umwenden, zuerst zum Ambo, dann zum Altar. Das alles verlangt ein Umlernen ...

Auf der anderen Seite steht der Gewinn: Gemeinde versammelt sich wieder, man spürt wieder, dass Gemeinde die Menschen sind, zu denen man gehört. Weil der Glaube untereinander verbindet. Es ist weniger Anonymität und mehr Zusammengehörigkeit spürbar. Gemeinde sind wir miteinander, so dass einer den anderen hören kann, was vorher völlig verlorengegangen war. Die Liturgie ist nicht mehr Vorführung auf einer Bühne, sondern Feier der Gemeinde. Sie ist näher gekommen, sichtbarer, spürbarer geworden. Das gemeinsame Gebet hat an Intensität gewonnen.“⁷⁴

Hiermit ist ein weiterer Weg aufgezeigt, die Möglichkeit einer Gemeinde sich ihrem Kirchenraum neu einzuschreiben.

Abschluss und Ausblick

⁷² Schwarz, Vom Bau der Kirche 94.

⁷³ Vgl. dazu www.sankt-albert.de/raum1.htm (Sichtung am 2.10.2006), wo unter der Überschrift „Ein Gemeinde-Prozess – Innenraumgestaltung der Pfarrkirche St. Albert (1998-2002)“ ausführlich das Miteinander von Gemeinde und Architekten sowie Liturgiewissenschaftler geschildert und mit entsprechenden Abbildungen deutlich gemacht wird.

⁷⁴ Zitiert nach Lutz Schultz, Dem Glauben Raum geben – Erfahrungen eines Gemeindeweges, in: Communio-Räume 197-199, hier 198f.

Abschließend stelle ich zwei Beispiele aus Deutschland vor, die für mich in gewisser Weise in die Zukunft weisen.

Eine seltene Bauaufgabe stellen ökumenische Zentren dar. Eines der letzten Beispiele ist das in Freiburg-Rieselfeld vom Büro Kister, Scheithauer, Gross aus Köln errichtete Bauwerk, das im Juli 2004 seiner Bestimmung übergeben wurde. Den schwierigen wie interessanten Auftrag, die planende Architektin Susanne Gross hat er „mitgerissen“⁷⁵, haben die Entwerfenden in ein vielfach gefaltetes und gezacktes Betonvolumen gegossen. Ob die Grundidee der Zusammenlegung der Räume, der kleinere evangelische ist dem katholische Kirchenraum (bzw. umgekehrt) über einen breiten, durch Schiebeelemente abgetrennten Gang zuschaltbar, wirklich genutzt wird, muss sich in der Praxis zeigen. Die gleichartige Ausstattung – Altar, Ambo wie der Entwurf der Stühle stammen von der Architektin – ist eine gute Grundlage für eine gemeinsame Nutzung. Die Gestaltung des katholischen und evangelischen Kirchenraums, der katholische bietet Platz für bis zu 250 der evangelische für ca. 100 Gläubige, sind sich sehr ähnlich. Der Raumeindruck ist jeweils insgesamt recht gut. Bei beiden Räumen reichte das Geld nicht mehr für die geplante Ausstattung mit einer Orgel oder auch weiteren Kunstwerken. Das hat letztlich durchaus etwas für sich. Die schrägen betonierte Außenwände, die zentrale Aufstellung von Altar und Ambo, der hauptsächlich Lichteinfall von oben, die hölzerne Decke, die eher industriemäßige Beleuchtung ... das alles sind Elemente die zwar teils gewöhnungsbedürftig, letztlich aber in der Zusammenstellung überzeugend sind. Es bleibt ein sehr guter Gesamteindruck.

Die tatsächliche kirchenpolitische Lage, den schwierigen und steinigen Weg der Ökumene, können solche Projekte wohl letztlich nicht beeinflussen. Und ob die Idee, gemeinsam Kirchen in Auftrag zu geben und damit Kosten, auch im anschließenden Unterhalt, zu sparen, aufgeht, muss die Zukunft zeigen.

Schließlich komme ich wieder zum Anfang zurück: Rudolf Schwarz' erste Auseinandersetzung mit einem Kirchenraum, genauer der Kapelle auf Burg Rothenfels.

Wie kann man diese Kapelle, sie steht inzwischen unter Denkmalschutz, heute nutzen? Die Idee, einen Altar in die Mitte unter den Ringleuchter zu stellen, stammt aus den 80er Jahren. Letztlich befriedigt sie nur die Gemeinde, die sich um den Tisch versammeln und im Miteinander Brot und Wein teilen will. Das setzt voraus, dass sich die einzelnen Glieder kennen. Am Ende einer Tagung oder eines Treffens der Freunde der Burg ist dies ohne jede Frage möglich.

Für eine, nennen wir es einmal „normale Gemeinde“, für Menschen die sich hier zusammenfinden, um miteinander Dank zu sagen, d.h. Gottesdienst zu feiern, ist dies vielleicht ein wenig zu viel verlangt.

Im Rahmen einer Tagung, die im Oktober 2005 vor Ort stattfand und sich unter dem Titel „Maß und Gestalt. Perspektiven für Liturgie und Architektur“ mit Fragen der Orientierung von liturgischen Räumen, insbesondere denen von Rudolf Schwarz befasst hat, finden wir eine neue Gestalt, die aus dem offenen Ring und der soeben vorgestellten orientierten Versammlung erwächst:

⁷⁵ Zitiert nach Christin Feireiss, Vorwort, in: Kister Scheithauer Gross. Doppelkirche für zwei Konfessionen. Hrsg. von Christin Feireiss, Hans-Jürgen Commerell. Berlin 2004, 4.

Am Beginn der Feier versammelt sich die Gemeinde in dem nahezu quadratischen Raum der Kapelle in einer offenen U-Form. Schwarz würde das als eine „Kelchform“ bezeichnen. Das bedeutet, alle sind auf eine freie, vorerst auch leere Mitte ausgerichtet. Der Priester sitzt inmitten der Gemeinde am inneren Scheitelpunkt des „U's“. Der einfache hölzerne Altartisch ist ohne Schmuck, leer. Er steht „nahe dem exzentrischen Schwerpunkt des ‚U-Kelches‘“⁷⁶. Die vierte Seite bleibt offen, ist auf den Altar mit dem Tabernakel ausgerichtet.

Zur Eröffnung der Liturgiefeier legt der Geistliche das Lektionar auf den Altartisch. Lektor und Lektorin holen es dort ab, haben ihren Sitzplatz neben dem Gemeindeleiter. Zur Lesung treten sie der Gemeinde gegenüber, „bilden gleichsam in ihrer leiblichen Gegenwart den Tisch des Wortes“. Auch der Priester liest das Tagesevangelium von diesem neu definierten Ort aus, legt dann das Buch auf den alten historischen Altar. Anschließend begibt er sich wieder an seinen Platz inmitten der Gemeinschaft zurück. Die Eucharistie feiert er am Altartisch „mit Blick über den Kreis der Gemeinde hinaus. Die äußere Gebetsrichtung ist Spiegel der inneren Ausrichtung auf Gott hin.“ Zur Kommunion tritt der Pfarrer mit seiner Assistenz der Gemeinde gegenüber, schließt erneut den Kreis. Schließlich wird hier die Gegenwart dessen gefeiert, der nunmehr sakramental gegenwärtig ist. Zum Abschluss reiht sich der Geistliche erneut in die Gemeinde ein und segnet die ganze Gemeinschaft.

Diese Form ist sehr bedenkens-, ich meine sagen zu dürfen auch nachahmenswert. Sie eröffnet sowohl der Gemeinschaft wie der Ausrichtung auf den Einen, dem die Danksagung für sein Kommen und Verweilen unter uns gilt, eine bildhafte Gestalt. Sie ist sehr gut für kleinere Gemeinden geeignet⁷⁷, kann aber auch in normalen Pfarrgemeinden umgesetzt werden.

Sie eröffnet neue Wege für die „Begegnung von Gott und Mensch“.

⁷⁶ Zitiert nach Burkhard Cramer, Der offene Ring. Erfahrungen bei einer Eucharistiefeier auf Burg Rothenfels, in: Gottesdienst 40, 2006, 20f, hier 20 das folgende Zitat ebenda, das nächste ebenda 21 (Wiederabdruck in: konturen. rothenfelser burgbrief 01/06, 13f).

⁷⁷ Vgl. dazu auch Walter Zahner, Liturgie zwischen Geist und Form, in: Sakralraum im Umbruch. Kirchenbau der Katholischen Kirche in Oberösterreich seit 1948. Hrsg. von Conrad Lienhardt. Regensburg 2004 (Reihe Kirchenbau, Bd. 4), 18f.